

VERMISCHTES

**Angriff:** Auf einem Berliner Bahnhof ist bei einer Prügelattacke eine Person schwer verletzt worden. Ein 22 Jahre alter Mann wurde am Samstagmorgen auf dem Bahnsteig des S-Bahnhofs Schöne-weide im Bezirk Treptow-Köpenick von zwei Unbekannten mit Tritten gegen den Kopf angegriffen. Das teilte die Bundespolizei mit. Der Mann lag schon am Boden, als ihn die Angreifer malträtierten. Er erlitt mehrere Knochenbrüche im Gesicht und kam in eine Klinik. Die beiden Männer konnten unerkannt flüchten. In den vergangenen Monaten hatte es mehrere schwere Überfälle in Berliner U- und S-Bahnhöfen gegeben. *dpa*

**Brand:** Bei einem Feuer auf einem Bauernhof im Allgäu sind am frühen Samstagmorgen ein elf Jahre alter Junge und ein vier Jahre altes Mädchen ums Leben gekommen. Das teilte die Polizei in Ravensburg mit. Der Vater der Kinder hatte den Brand bemerkt. Über eine Leiter konnte er seine 39 Jahre alte Ehefrau und eine fünf Jahre alte Tochter retten. Die Eltern und das Kind wurden in ein Krankenhaus gebracht. Feuerwehr und Rettungsdienst waren bis zum Samstagmittag mit etwa 150 Personen im Einsatz. *AFP*

**Festnahme:** Die polnische Polizei hat zwei Personen festgenommen, die im Verdacht stehen, an einer Anschlagserie auf Ikea-Möbelhäuser beteiligt zu sein. Gegen die beiden 39 Jahre alten Männer werde wegen Gefährdung von Menschenleben und anderer Straftaten ermittelt, teilte ein Polizeisprecher am Samstag mit. Die Anschläge wurden von Mai bis September in Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Deutschland und der Tschechischen Republik verübt. Bei der Explosion eines Sprengsatzes in Dresden am 10. Juni waren zwei Menschen leicht verletzt worden. *dapd*

**Monsun:** Bei den in diesem Jahr besonders heftigen Monsun-Regen sind in Thailand inzwischen mehr als 150 Menschen ums Leben gekommen. Wie die Behörden am Samstag mitteilten, wurden weite Landstriche im Norden und im Zentrum des Landes überflutet. Seit Ende Juli seien mehr als 2,3 Millionen Menschen in 30 der insgesamt 77 Provinzen Thailands von Überschwemmungen betroffen gewesen. Der Sachschaden belaufe sich auf mehr als dreieinhalb Milliarden Dollar (2,6 Milliarden Euro). Ministerpräsidentin Yingluck Shinawatra sprach am Freitagabend in einer Fernsehansprache von den schlimmsten Überschwemmungen seit Jahrzehnten. Auch die Nachbarländer Kambodscha, Laos, Burma und Vietnam leiden unter den heftigen Regenfällen. Allein in Kambodscha sollen bisher mindestens 150 Menschen ums Leben gekommen sein. *dpa*

**Stierkampf:** Ein Stier hat am Freitag in Saragossa einen Matador mit einem seiner Hörner mitten ins Gesicht getroffen. Fernsehbilder zeigten, wie das linke Horn des Bullen den Unterkiefer des Mannes aufspießte und neben dem Auge wieder austrat. Zuschauer schrien vor Entsetzen. Der 39 Jahre alte Matador erlitt Verletzungen an Auge, Muskeln und Haut, teilte das ihn behandelnde Krankenhaus nach einer fünfständigen Operation am Samstag mit. Die Fernsehbilder hatten auch gezeigt, wie der Matador blutüberströmt den Ring der Arena verließ, während seine Helfer den 500 Kilogramm schweren Stier ablenkten. *dapd*

**Leck:** Drei Tage nach der Havarie des Containerschiffs „Rena“ vor Neuseeland strömt weiterhin Schweröl in den Pazifik. Inzwischen seien rund 20 Tonnen davon ins Meer gelangt, berichteten Medien am Samstag. Fachleute versuchen rund um die Uhr, den 236 Meter langen Frachter aus Liberia zu stabilisieren, um eine Ölpest zu vermeiden. Sie befürchten, dass das Schiff auseinanderbricht. In seinen Treibstofftanks sind noch rund 1500 Tonnen Schweröl. Am Samstagmorgen hatte die staatliche Schiffsfahrts- und Meeresschutzbehörde noch mitgeteilt, es trete kein Öl mehr aus. Stunden später sagte Verkehrsminister Steven Joyce, es seien neue Ölspuren gesichtet worden. *dpa*



Wohnort der Wohlhabenden: Dabei ist es noch gar nicht lange her, dass die Einwohner von Huaxi hier als Bauern auf den Feldern schuften.

Fotos laif

# Das Wunder von Huaxi

VON TILL FÄHNDRS

PEKING. Die Bauern von Huaxi warteten einst bis zu den Knien im Schlammwasser ihrer Reisfelder. Es war wie überall auf dem Land in China. Doch die harte Feldarbeit ist für sie Vergangenheit. Das Dorf hat alle anderen übertroffen. Heute ist Huaxi in der ostchinesischen Provinz Jiangsu eine industrialisierte Gemeinde und „das reichste Dorf Chinas“. Die etwa 2000 Bewohner im Zentrum der Gemeinde sind Millionäre. Sie leben in zweistöckigen Villen, haben ein bis zwei Luxusautos in der Garage stehen und sehen auf überdimensionierten Bildschirmen fern. Man spricht vom „Wunder von Huaxi“. Die meisten Bewohner schreiben den Erfolg allerdings einem einzigen Mann zu, dem 83 Jahre alten früheren Parteichef des Dorfs, Wu Renbao. Nun hat der Patriarch sich und seiner Gemeinde ein besonderes Denkmal gesetzt, das gleichzeitig neues Vermögen für die Bewohner schaffen soll. Wo vor vier Jahren noch ein matschiges Loch im Boden klaffte, ragt ein 328 Meter hoher Wolkenkratzer in den Himmel hinauf.

Das Projekt grenzt an Größenwahn, doch hat sich dieser in modernen China bislang ja oft genug ausgezahlt. Architektonisch besteht der Turmbau aus drei zylindrischen Gebäudeteilen aus Glas und Stahl.

Ein chinesisches Dorf wurde reich und zeigt es auch: Es hat einen 328 Meter hohen Wolkenkratzer.

Sie werden durch fünf flache Gebäudeteile miteinander verbunden, die Chinas traditionelle Elemente Gold, Holz, Wasser, Feuer und Erde symbolisieren. Auf der Spitze steckt eine fünfstöckige Kugel, in deren Mitte „das größte Drehres-



Symbolkraft: Der neue Turm

taurant Asiens“ zusammen mit dem Rest des Turms am Samstag eröffnet werden sollte. Ein Teil der 74 Stockwerke ist zudem mit einem 826-Zimmer-Hotel belegt. Das gesamte Bauwerk nimmt auf der Liste der höchsten Wolkenkratzer der Welt Platz 42 ein, es ist etwa genauso hoch wie das höchste Gebäude in der Hauptstadt Peking. „Huaxi möchte mit der Kommunistischen Partei auf einer Höhe bleiben“, sagt Dorf-Patriarch Wu Renbao, um zu erklären, warum die kleine Gemeinde mit der Zwanzig-Millionen-Metropole in Chinas Norden gleichziehen musste.

Mit der Eröffnung feiert Huaxi zudem den 50. Jahrestag seiner Gründung. Immer wieder hat Wu Renbao erzählt, wie er damals nach 1969 aus dem einfachen Bauerndorf einen Industriestandort machte. Anstatt weiter die Felder zu bestellen, begannen die Bauern heimlich Landwerkzeuge zu fertigen. Mit solchen Untergrundfabriken „der Straße des Kapitalismus zu folgen“ war gefährlich. In einem Ort der nordostchinesischen Provinz Heilongjiang wurden Leute wegen ähnlicher Experimente sogar erschossen. Auch Wu Renbao wurde während der Kulturrevolution heftig kritisiert. Doch gingen er und seine Mitstreiter geschickt vor, hielten ihre „Untergrundarbeit“ vor den Augen der Vorgesetzten gut versteckt. Immer,

wenn Funktionäre nach Huaxi kamen, gingen die Bauern einfach auf die Felder zurück. Waren die Kader weg, arbeiteten sie wieder in der Fabrik. Wu Renbao sagt: „Damals war das die einzige Lösung.“

Ein Schelmstück, das die politische Führung ihrem mittlerweile berühmtesten Dorfpartei-ehelängst verziehen hat. Denn im Jahre 1978 wurden in China erstmals Wirtschaftsreformen in Gang gesetzt. Für den Dorfpartei-ehelängst war es das Signal, mit seinen Geschäften erst richtig loszulegen. In den Jahren danach hat Huaxi ein Industriekonglomerat aufgebaut, zu dem Stahlwerke und Textilfabriken gehören. Huaxi vermarktet seinen eigenen Alkohol und Tabak, dazu kommen Einnahmen aus dem Tourismus. Das System, mit dem die Reichtümer verteilt werden, ist eigentlich. Jeder der etwa 2000 Bewohner im Zentrum der Gemeinde wird an der Holding beteiligt. Allerdings werden jedes Jahr nur 20 Prozent der Erträge ausgezahlt, der größte Teil wird wieder investiert. Dafür bekommen die Nutznießer dieser Geschäftspolitik Haus, Auto, Kleidung, medizinische Versorgung und sogar Speiseöl gestellt. Wenn sie das Dorf verlassen, verlieren sie alles.

Wu Renbao sagt, sein Modell sei eine Mischung aus Kommunismus, Sozialismus und Kapitalis-

mus. Es ist auch ein System, das die Ungleichheit der Menschen institutionalisiert. Denn außer den Kerneinwohnern leben im Verwaltungsgebiet von Huaxi einige zehntausend Wanderarbeiter, die sieben Tage die Woche in den Fabriken der Dorfbewohner schuften. Sie profitieren zwar von subventioniertem Essen, freien Arztbesuchen und guten Schulen. Doch im „reichsten Dorf“ sind sie vergleichsweise arm dran. Der Aufstieg in den Kreis der Privilegierten ist an Bedingungen geknüpft, die ein einfacher Arbeiter kaum erfüllen kann.

So ist Huaxi auch ein Spiegel der Gesellschaft Chinas, in der die Kluft zwischen Armen und Reichen wächst. Das Modelldorf erntet deshalb nicht nur Lob. Mancher vermutet gar, dass Wu sein Theaterstück einfach weiterführt, nur unter umgedrehten Vorzeichen. Er müsse über gute Beziehungen zur Führung verfügen, sagen die Kritiker, und finanziere sein Utopia aus staatlichen Zuwendungen und Schulden. Der Patriarch versicherte dieser Zeitung jedoch, dass der Wolkenkratzer komplett aus Huaxis eigener Schatzkammer bezahlt wurde. In jedem Fall ist Wus kapitalistische Kommune ein gutes Beispiel dafür, dass es in China keine Schande mehr ist, wohlhabend zu sein – und es auch zu zeigen.

## „Ich schreibe, was mein Hund denkt“

Sara Urbainczyk über „My Social Petwork“

*Frau Urbainczyk, Sie steben hinter der Idee von „My Social Petwork“, dem sozialen Netzwerk für Tiere. Die Seite ist jetzt seit ein paar Wochen online. Wie kommt man auf so eine Idee?*

Das war ich nicht allein. Meine Kollegin Ninon Götz und ich sind beide passionierte Hundebesitzerinnen. Nims Chihuahua Mini hatte bereits seit einiger Zeit ein eigenes Facebook-Profil mit vielen Freunden. Nun ist Facebook ja eigentlich für Menschen. Das wollten wir ändern und fanden, ein Facebook für Tiere könnte funktionieren. Mit der Idee sind wir dann zu unserem Verleger gegangen.

*Dachte er nicht, Sie seien verrückt?*

Doch, zunächst schon. Er hat sich dann aber alles geduldig angehört. Es gibt viele Tierbesitzer, die für ihre Lieblinge twittern, bloggen oder eine Homepage einrichten – ein Riesenmarkt. Wir konnten ihn schnell überzeugen.

*Und was sind das für Leute, die als Alter Ego ihres Haustiers im Internet unterwegs sind?*

Von Jung bis Alt ist alles dabei. Der gemeinsame Nenner ist die innige Beziehung zum Tier. Natürlich sind besonders viele Katzen- und Hundebesitzer angemeldet, aber auch Vögel- und Reptilienherrscher. Prominente Tierbesitzer sind ebenfalls Mitglied, die Moderatorin Sonja Zietlow zum Beispiel. Ich selbst schreibe für meinen Hund Julius.

*Und was schreiben Sie dann zum Beispiel?*

Was er erlebt, was er macht oder was er gerade denken könnte. Das sind dann so Dialoge wie: „Ach, ich bin noch ganz müde und möchte gar nicht aus meinem Körbchen



Ihre Idee: Sara Urbainczyk (rechts) und Ninon Götz

aufstehen“ oder „Ich treffe mich gleich mit meiner Bulldoggen-Freundin Luna“.

*Woher wissen Sie, was Julius denkt?*

Unsere Tiere gehören zu unserer Familie, wir fühlen uns in sie hinein. Da das so eine emotionale Beziehung ist, glauben wir zu wissen, was unseren Tieren gerade durch den Kopf geht.

*Kommen Sie sich dabei nicht komisch vor?*

Natürlich, das ist schon ziemlich lustig. Wenn ich dann etwa eine Nachricht lese, die ein Papagei an ein Meerschweinchen schreibt, muss ich oft lachen. Manche verabreden sich über „My Social Petwork“ auch zum Gassigehen.

*Ihre beiden Hunde haben eine Sonderrolle, sie sind Administratoren. Was bedeutet das?*

Sie übernehmen eine Art Moderationsfunktion. Wir helfen bei Problemen, kürten das süßeste Tier der Woche oder schreiben die Top-News des Tages. Sie haben also auch redaktionelle Aufgaben.

*Das klingt alles ziemlich nett. Gibt es keine Aggressionen im virtuellen Tierreich?*

Nein, bislang noch nie. Alles ist harmonisch. Auch Katzen und Hunde vertragen sich prächtig.

*Ihr Arbeitgeber, die Mediengruppe Klambt, macht das Ganze nicht aus Tierliebe. 250 000 Euro hat der Verlag bereitgestellt. Wie wollen Sie mit dem Projekt Geld verdienen?*

Wir könnten uns etwa Partnerschaften mit Tierfutterherstellern vorstellen. Konventionelle Werbung ist momentan nicht geplant.

*Wie viele Haustiere sind bei Ihnen aktiv?*

Schon über zwanzigttausend. Unser Ziel ist es, die Hunderttausend bis zum Jahresende zu knacken.

*Die Fragen stellte Philipp Alvaes.*

# Anleitung zum Glücklichensein

Jazz aus Mecklenburg-Vorpommern? Der Saxophonist Andreas Pasternack macht es vor

VON FRANK PERGANDE

GREIFSWALD. Charlie Parker würde vielleicht die Augenbraue heben und Miles Davis grinsen. Womöglich würde Frank Sinatra leicht mit dem Fuß wippen – beim Jazz aus Mecklenburg-Vorpommern. Aus dem Nordosten erwartet das Publikum vor allem Shantychöre wegen der Nähe zum Meer und Feuerwehrlaskapellen für die Dorffeste. Allerdings hat auch der Jazz hier eine gewisse Tradition. Etwa bei den „Eldenaer Jazz Evenings“ in Greifswald, jedes erste Wochenende im Juli. Da reisen die Gäste oft von weither an, die meisten jedoch, wie immer, aus Berlin.

Auch der Jazzmusiker Andreas Pasternack, Jahrgang 1964, stand Mitte der neunziger Jahre vor der Frage, nach Berlin zu gehen und dort in die Jazzszene einzutauchen. Pasternack entschied sich anders. Er blieb in Rostock und baute eine Art Jazz-Infrastruktur auf. Das Landesjazzorchester war seine Idee. Den Jazzklub in Rostock hat er mitgegründet. Er wurde Dozent an der Rostocker Hochschule für Musik und Theater. Und er reiste mit eigener Band durch das Land, der „Pasternack-Group“. Das Land überschüttete ihn mit Lob und Preisen. Aber vor fünf Jahren gab Pas-

ternack das alles auf, um fortan nur noch Musik zu machen. „Seitdem bin ich ein glücklicher Mensch.“ Inzwischen spielt er nicht nur auf seinen beiden historischen Saxophonen aus Amerika, er singt auch.

Er habe lange über den Schritt in die völlige Freiheit nachgedacht, sagt er. „Aber dann sah ich mich wieder aus dem Bus steigen zusammen mit dreißig anderen Musikern in Uniform. Da wusste ich, ich wollte frei sein.“ Die Sache mit der Militärmusik ist in gewisser Weise typisch für eine DDR-Biografie. Mit sechs Jahren wusste Pasternack, dass er Saxophon lernen wollte. Es passierte, als er im Tierpark von Cottbus, seiner Heimatstadt, eine Bigband hörte. Mit elf Jahren besuchte er die Musikschule, mit sechzehn ging er zum Militär, an die Militärmusikschule in Prora auf der Insel Rügen: „Wie früher bei den Kadetten. Das war eine harte Zeit.“ Mit neunzehn war er Oberfeldwebel und Militärmusiker in Neubrandenburg. „Heute schäme ich mich dafür.“ Aber es ging ihm wie so vielen anderen: Pasternack nahm das Militär für die Musik hin.

Schließlich gelang es ihm wenigstens, nach Rostock zur Bigband der Marine zu kommen. „Rostock war

für mich so eine Art Hamburg.“ Das Militär hatte ihm, auch das typisch DDR, gewährt, sich an der Musikhochschule „Hanns Eisler“ in Berlin zu bewerben. Pasternack setzte sich gegen fünfzig andere, zivile Bewerber durch. Bei Alfons Wonneberg studierte er dann – bei dem Mann, der ganze Generationen von Jazzmusikern ausgebildet hat und als Institution in der DDR galt. Pasternack schloss mit „Sehr

gut“ ab. Es folgten das Ende der DDR, das Marinemusikkorps in Wilhelmshaven als ein Zwischen-spiel und schließlich der Abschied vom Militär.

Als ziviler Musiker erlebte Pasternack noch eine besondere Schule. Er ging als Saxophonist eines „Sunny Sound Orchester“ ein Jahr lang auf Kreuzfahrt. Seitdem wusste er auch: „Ich will den Leuten Freude bereiten, sie unterhalten.“ Wie das

geht, weiß er inzwischen: Ein Gag zum Anfang, nie eine Pause eintreten lassen, am Ende sich steigern und mit Hits die Leute vom Stuhl heben. Das Vorbild ist auch klar: „Keiner konnte das so perfekt wie Sinatra.“ Pasternack kennt inzwischen sein Publikum. „Im Westen tauen die Leute auf, wenn wir Sinatra spielen. Im Osten kennt den keiner, da landen wir mit ‚Abba‘ und ‚Smokie‘ oder Gilbert Bécauds Moskauer-Lied ‚Nathalie‘.“ Gesamtdeutsch gut geht Udo Jürgens.

Als Andreas Pasternack sich selbst in die Freiheit entließ, hatte er die Sorge, den Lebensunterhalt nicht mehr verdienen zu können. Heute lacht er darüber. Pasternack ist eine der wenigen Marken, die aus Mecklenburg-Vorpommern kommen. Er hat seinen eigenen Fanclub und seit zwei Jahren im NDR-Radio seine Sendung „Jazztime“, zusammen mit dem NDR-Redakteur Joachim Böskens. Sogar die ersten Werbeverträge sind ihm ins Haus geflattert. Noch immer stammen die meisten Stücke in seinen Konzerten aus dem „American Songbook“, je virtuoser, desto besser. Und ganz am Schluss, bei der wirklich letzten Zugabe, spielt er, was mehr mit ihm zu tun hat, als seine Zuhörer ahnen können: Sinatras „My Way“.



Mein Weg: Sein Vorbild heißt Sinatra.

Foto Matthias Lüddecke